

JOHANN NICOLAUS TETENS

Sprachphilosophische Versuche

Mit einer Einleitung von

ERICH HEINTEL

herausgegeben von

HEINRICH PFANNKUCH



FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 258

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes,
inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar.
Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in
der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind.
Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographi-
sche Daten sind im Internet über <<http://portal.dnb.de>> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-0253-6
ISBN eBook: 978-3-7873-2611-2

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1971. Alle Rechte vor-
behalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG
ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt
aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

Einleitung: Tetens als Sprachphilosoph
Von Erich Heintel

1. Johann Nicolaus Tetens	VII
2. Philosophischer Standpunkt	XI
3. Etymologie	XVIII
4. Ursprung der Sprache	XXI
5. Sprachfähigkeit des Menschen	XXXI
Anmerkungen	XXXV

Sprachphilosophische Versuche
Von Johann Nicolaus Tetens

I

Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie
(1765–1766)

Über die Grundsätze und den Nutzen
der Etymologie

§ 1	3
§ 2	3
§ 3	4
§ 4	6
§ 5	7
§ 6	9
§ 7	9
§ 8	11
§ 9	11
§ 10	12
§ 11	13
§ 12	13
§ 13	17
§ 14	18
Über den Nutzen der Etymologie	18

II

Über den Ursprung der Sprachen und der Schrift
(1772)

I. Nähtere Bestimmung der Aufgabe	29
II. Natürliche Fähigkeiten des Menschen	33
III. Der Mensch ohne alle Gesellschaft. Der Mensch in Gesellschaft mit den Tieren. Der Mensch in Gesellschaft mit seinesgleichen	41
IV. Mögliche Anfänge einer Sprache	46
V. Mögliche Anfänge einer menschlichen Sprache	48
VI. Weitere Fortgänge in der Sprache. Vermehrung der Töne und der Begriffe. Entstehungsart der Redeteile. Verschiedenheiten der Sprachen, sowohl in den Wörtern, als in der Grammatik	58
VII. Artikulation der Wörter. Erfindung der Buchstabenschrift	77
Beschluß	86

III

Philosophische Versuche
über die menschliche Natur und ihre Entwicklung
(1777)

Eilfster Versuch

Über die Grundkraft der menschlichen Seele,
und den Charakter der Menschheit

I. Ob wir eine Idee von der Grundkraft der Seele haben können, und welche?	
1) Was eine solche Grundkraft sein soll? . . .	93
2) Ist eine Vorstellung von ihr möglich? . . .	95
3) Ist das <i>Gefühl</i> die Grundkraft der Seele? .	96
II. Von dem Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Seele, und dem Charakter der Menschheit	
1) Wiefern es bei jedweder Hypothese über die Natur der Seele dennoch einen <i>Grundcharakter</i> der menschlichen Seele vor anderen Tierseelen geben müsse	100

2) Die <i>Eigenheiten der menschlichen Seele</i> vor den Seelen der Tiere	102
3) Ob der Grundcharakter der Menschheit in der <i>Perfektibilität</i> gesetzt werden könne?	103
4) Ob das <i>Vermögen der Reflexion</i> diesen Grundcharakter ausmache?	105
5) Prüfung der <i>Herderischen Ideen</i> . Ob das <i>Verhältnis der Extension zur Intension</i> in der Naturkraft für den Grundcharakter zu halten sei?	109
III. <i>Von der inneren Selbsttätigkeit der menschlichen Seele</i>	
1) Worin diese <i>Selbsttätigkeit</i> zu setzen ist	112
2) Ein <i>höherer</i> Grad von ihr gehört zu den Eigenheiten des Menschen	114
3) Wieferne darin der Grundcharakter der menschlichen Seele liege?	117
4) Ob dieser Grundcharakter bestimmt sei?	120
Anhang zum elften Versuch	
Einige Anmerkungen über die natürliche Sprachfähigkeit des Menschen	
I. <i>Aus der natürlichen Vernunft- und Sprach-</i> <i>fähigkeit</i> des Menschen kann nicht geschlossen werden, daß solche bei ihm auch hinreiche, <i>selbst</i> sich eine Sprache zu erfinden	125
II. Der Grund, warum <i>vorzüglich die Töne</i> zu Zeichen der Sachen gebraucht worden sind, liegt nicht sowohl darin, daß der <i>Sinn des</i> <i>Gehörs</i> ein <i>mittler Sinn</i> ist, als darin, daß der Mensch die Eindrücke auf diesen Sinn durch sein Stimmorgan wiederum anderen eben so kann empfinden lassen, als er sie selbst empfunden hat	128
III. Es ist nicht erwiesen, weder, daß der Mensch von selbst <i>keine</i> Sprache erfinden <i>könne</i> ; noch daß er notwendig von selbst sie <i>erfinden</i> <i>müsse</i> . Es gibt einen <i>Mittelweg</i> zwischen diesen beiden Meinungen	130

IV. Die <i>Sprachfähigkeit ist nicht bei allen menschlichen Individuen gleich groß</i> . Bestätigung der Meinung, daß <i>irgend einige Individuen</i> sich selbst überlassen eine Sprache erfinden würden	135
 Anmerkungen	
1. Textgestaltung	143
2. Textbezug	144
3. Zu den Aufsätzen über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie	144
4. Zu der Abhandlung über den Ursprung der Sprachen und der Schrift	159
5. Zu philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwicklung . . .	174
 Register	
1. Sachen	197
2. Personen	208
3. Schriften	212
 Bibliographie	
1. Publikationen von Tetens	227
2. Bibliographien	233
3. Publikationen zu Sachproblemen	234
4. Publikationen zu Tetens und seiner Philosophie	238

EINLEITUNG

Tetens als Sprachphilosoph

Von ERICH HEINTEL

Friedrich Kainz in Freundschaft zum 70. Geburtstag

1

Die Herausgabe der sprachphilosophischen Schriften Johann Nicolaus Tetens' steht in einem gewissen Zusammenhang mit derjenigen der sprachphilosophischen Schriften Herders in der „Philosophischen Bibliothek“ (Band 248, 1960, 1964²). Zwar kann kein Zweifel daran bestehen, daß Herders Gedankengänge bedeutender und auch für die Wirkungsgeschichte der Bemühungen um die Sprachphilosophie wichtiger gewesen sind. Davon abgesehen aber handelt es sich bei Tetens durchaus um den Vertreter eines bestimmten Typus, Sprachphilosophie zu betreiben, der – wie Herder und überhaupt die damalige Zeit – wesentlich am Ursprungsproblem orientiert war. Tetens und Herder stehen nun beide zwischen den radikalen Polen einer rein empirischen Sprachforschung einerseits, der theologischen bzw. transzentalphilosophischen Position der Sprachphilosophie andererseits.¹⁾ Dabei vertritt Tetens entschiedener als Herder eine empirische, weitgehend psychologische Methode: es lassen sich an ihm, wie in der nachfolgenden kurzen Einleitung gezeigt werden soll, paradigmatische Züge dieser Einstellung zum Sprachproblem und insbesondere zum Ursprungsproblem aufzeigen, die von allgemeinem Interesse auch für die gegenwärtige Problemlage sind.

Johann Nicolaus Tetens wurde 1736, nach anderen Quellen 1738, in Schleswig geboren. Er studierte an den

VIII Erich Heintel: Tetens als Sprachphilosoph

Universitäten Kopenhagen und Rostock, und zwar insbesondere Mathematik, Physik und Philosophie. 1759 wurde er Magister und begann seine Vorlesungen. 1760 promovierte er. Nach der Besetzung Rostocks durch die Preußen im Siebenjährigen Krieg zog Tetens als besoldeter Privatdozent in das Landstädtchen Bützow auf die dort neu gegründete Akademie. Er war in Bützow auch als Leiter des dortigen Pädagogiums tätig. 1763 wurde er ordentlicher Professor. — In philosophischer Hinsicht hat er in den Jahren 1772–1776 am meisten gearbeitet. Erwähnt seien sein Versuch „Über die allgemeine spekulative Philosophie“ von 1775 und sein Hauptwerk „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“ (2 Bände) von 1777. — 1776 erhielt Tetens einen Ruf an die Universität Kiel, wo er am 7. Oktober eintraf und durch 13 Jahre ein Lehramt für Philosophie und Mathematik ausübte. 1789 übersiedelte er nach Kopenhagen und trat in den dänischen Staatsdienst, in dem er 1791 „Etatsrat und Deputierter im Finanzkollegium, Mitdirektor in der Königlichen Bank, in der Depositokasse und dem sinkenden Fonds, in der allgemeinen Witwenkasse und der Versorgungsanstalt“²⁾ wurde. Schon seit 1788 war er ordentliches Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen. Er wurde Präses der mathematisch-philosophischen Klasse. — Er starb am 15. (dänische Angabe) oder am 19. (deutsche Angabe) August 1807. Er war in kinderloser Ehe verheiratet. Seine Frau überlebte ihn um elf Jahre. — Tetens beschäftigte sich auch vielfach mit praktischen Dingen und Zeitfragen, so mit dem Deichbau, aber auch mit Versicherungsproblemen. Er entwarf ein Programm für das Universitätsstudium. Er war ohne Zweifel ein universaler Gelehrter mit ausgeprägter Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und ist in diesen Hinsichten mit Leibniz verwandt.

Der Umfänglichkeit seiner Interessen und seines Wirkens entspricht diejenige seiner Werke. Zu ihnen schreibt M. Dessoir in einer freilich reichlich pauschalen Einordnung Tetens' in die Philosophie seiner Zeit³⁾: „Ich

zähle 65 Aufsätze und Bücher aus seiner Feder, und von diesen können höchstens 16 als philosophische im weiteren Sinne des Wortes angesprochen werden. Was hat der vielgewandte Mann nicht alles behandelt! Über die Vorsichtsmaßregeln beim Gewitter, über die Grundsätze der Leibrenteneinrichtung, über die Ehen zwischen dem königlich dänischen und dem herzoglich mecklenburgischen Hause, über die gegenseitigen Verpflichtungen kriegsführender und neutraler Mächte, kurzum über die verschiedenartigsten Gegenstände hat er geschrieben. Aber in allen diesen Veröffentlichungen zeigt sich eine erstaunliche Belesenheit und eine durch sie nicht beeinträchtigte Selbständigkeit des Urteils. Schon in einem Erstling, der *dissertatio de causa caerulei coeli coloris* prüft Tetens unbefangen die drei damals sich gegenüberstehenden Vermutungen über den Grund der blauen Himmelsfarbe und gibt eine neue, leidlich originelle Erklärung. Dieser Zug findet sich in dem philosophischen Hauptwerke am deutlichsten ausgeprägt. Unter Beherrschung der Literatur prüft Tetens hierin einzelne Anschauungen der bisherigen Philosophie und stellt ihnen seine eigene Meinung gegenüber, nicht in der Form eines geschlossenen Lehrgebäudes, sondern mehr in der zwanglosen Weise kritischer Erörterungen.“

Die für die Sprachphilosophie Tetens' aufschlußreichste Schrift ist diejenige „Über den Ursprung der Sprachen und der Schrift“. Sie ist die Antwort Tetens' auf die Preisaufgabe der Berliner Akademie für das Jahr 1770: „En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le language et par quels moyens parviendront-ils d'eux memes à cette invention?“ Der Streit um den Ursprung der Sprache lief bereits seit 1754, in welchem Jahr der Präsident der Akademie, Maupertuis, eine auf Condillac aufbauende empiristische Erklärung des Sprachursprungs gegeben hatte. Gegen ihn hatte sich sofort das Akademiemitglied Johann Peter Süßmilch gewendet und im Anschluß an Rousseau einen übernatürlichen Sprachursprung vertreten. Seine im Jahre 1766 unter dem Titel „Versuch eines Beweises,

daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen sondern allein vom Schöpfer erhalten habe“ herausgegebene Schrift war der Anlaß für die genannte Preisaufgabe der Berliner Akademie für das Jahr 1770. Von den einunddreißig eingegangenen Schriften erhielt Herders „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ den Preis. Sie erschien im Jahre 1772 ebenso wie die genannte anonym herausgegebene Schrift Tetens’. Sie ist von der Fragestellung der Preisaufgabe bestimmt, da Tetens bewußt einen Mittelweg zwischen Süßmilch und Herder sucht. Ob Tetens seine Schrift als Bewerber um einen Preis eingereicht hat, ist nicht geklärt. Die Ursprungsschrift ist das sprachphilosophische Hauptwerk unseres Philosophen und steht daher im Mittelpunkt unserer Ausgabe (II). Doch hatte sich Tetens auch schon früher mit sprachphilosophischen Problemen beschäftigt. Seit Leibniz⁴⁾ wurde im Zusammenhang mit der Ursprungproblematik der Sprache auch das Problem der Etymologie diskutiert. Ihm hat Tetens zwei Abhandlungen gewidmet, die in den „Gelehrten Beyträgen zu den Mecklenburg-Schwerinschen Nachrichten“ als 14.—16. Stück des Jahres 1765 (S. 53ff.) und als 34.—37. Stück des Jahres 1766 (S. 139ff.) erschienen sind, und zwar zunächst unter dem Titel „Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie“ und dann unter dem Titel „Über den Nutzen der Etymologie“. Diese Schriften stehen in unserer Ausgabe an erster Stelle (I). Schließlich wurden aus Tetens’ Hauptwerk „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“ (2 Bde.), 1777, der 11. Versuch des ersten Bandes und der „Anhang zum elften Versuch“ mit dem Titel „Einige Anmerkungen über die natürliche Sprachfähigkeit des Menschen“ eingeschaltet (III). Die „Anmerkungen“ schließen motivlich und inhaltlich an die Sprachursprungsschrift an, während der 11. Versuch selbst den philosophisch-anthropologischen Rahmen erkennen läßt, in dem Tetens’ Sprachphilosophie steht. Von gelegentlichen nichts Neues enthaltenden Bezügen bei Tetens abgesehen enthält die Ausgabe damit alle sprachphilosophischen

Äußerungen Tetens', die im Druck erschienen sind. Sie zeigen, daß er sich über einen Großteil der Zeit seines akademischen Wirkens mit sprachphilosophischen Problemen beschäftigt hat. — Die Anordnung der Schriften in der vorliegenden Ausgabe ist also eine solche in zeitlicher Reihenfolge, doch lassen sich für sie auch sachliche Aspekte ins Treffen führen: mit den Gedanken zur Etymologie setzen Tetens' sprachphilosophische Bemühungen ein, dann werden sie in der Ursprungsschrift in einen geschlossenen Zusammenhang gebracht und schließlich im Hauptwerk auf das Ganze der „menschlichen Natur“ bezogen.

2

Der philosophische Standpunkt Tetens', des „deutschen Locke“, ist am klarsten der Schrift von 1775 „Über die allgemeine spekulativische Philosophie“ zu entnehmen. Er ist in seinem Hauptwerk von 1777 vorausgesetzt, aber nicht wesentlich weiter entwickelt. Tetens geht von der Bewußtseinsimmanenz aller Vorstellungen aus: „Die Gegenstände außer dem Verstande sind für diesen nichts, als was sie durch ihre Vorstellungen in ihm sind“ (6).⁵ Alle Reflexion kommt darauf hinaus, Vorstellungen mit Vorstellungen zu vergleichen. „Einige unter sich zusammenhängende . . . und beständige Ideen“ lassen die übrigen Ideen nach ihrer Beziehung auf jene beurteilen. Sie „sind die Mittel, wodurch die Überlegungskraft aus den mannigfaltigen Arten des Scheins, den zuverlässigen und vollständigen herausfindet, der kein leerer Schein ist, der mit sich selbst und unter sich übereinstimmt, der Sachen darstellt, und sie, so wie sie sind, darstellt, nicht von einer Seite nur, nicht so nur, wie sie unter einzeln zufälligen Umständen, oder aus einem eigenen besonderen Standort betrachtet, etwa erscheinen möchten“ (7 f.). — Der gemeine Menschenverstand wird durch Irrtum und Verwirrung zur Überprüfung seines Weltbildes gezwungen. Er gelangt so zu Erfahrungen, die im großen und ganzen für die mensch-

XII Erich Heintel: Tetens als Sprachphilosoph

liche Praxis ausreichen. Ähnlich wie für Lichtenberg spielt im natürlichen Weltbild auch für Tetens der alltägliche Sprachgebrauch eine große Rolle. Über die dem gemeinen Menschenverstand nahebleibende Popularphilosophie erhebt sich die spekulativische. Erst mit ihr und nicht mit der Popularphilosophie lässt sich eine tiefergehende Skepsis, wie z. B. diejenige David Humes, wirklich widerlegen. Dazu ist es notwendig, „die Natur der menschlichen Erkenntnis bis in ihre ersten Anfänge“ (16) zu verfolgen und „das Verfahren der Denkkraft bei der Erlangung der Kenntnisse genauer und sorgfältiger“ (ebenda) zu überprüfen. Diese Art „Vernunftkenntnis“ unterscheidet sich von der „unentwickelten Kenntnis des gemeinen Verstandes so weit, als die heutige Astronomie von der alten Himmelskenntnis absteht, die man noch in Senecas Schriften antrifft“ (17f.). Sie ist den Philosophen, „die über Gott, über die Seele des Menschen und über das Ganze der wirklichen Dinge, nachdenken, . . . so unentbehrlich, als Keplern und Newton die Geometrie und Arithmetik waren“ (ebenda). Ist nun eine solche Grundwissenschaft als Metaphysik möglich? Tetens bejaht diese Frage. Die Metaphysik ist für ihn eine Art „höhere Analysis der Dinge“ (24) und nur dem Grad nach von der mathematischen Physik verschieden. Sie enthält „mehr von den allgemeinen ontologischen Raisonnements“ (25) als diese. Tetens setzt seine Grundwissenschaft durchaus in die Analogie zur Mathematik. Diese Einstellung trennt ihn, den Mathematiker und Physiker, von dem herkömmlichen sensualistischen Empirismus, freilich auch von Kant. Auch dieser lehnt sich zwar an die „geistige Revolution“ der neuzeitlichen Naturwissenschaft an, unterscheidet aber trotzdem deutlich das Verfahren der Metaphysik in ihrer kopernikanischen Wende von dem Vorgehen der mathematischen Physik.⁶⁾ – Erforderlich sind für Tetens „reelle Grundbegriffe“, d. h. „solche, die den Gegenständen außer dem Verstände entsprechen“ und „evidente erste Axiome“ (26); damit sind nach ihm die Grundsteine der Metaphysik, ja ihr ganzes Fundament, gelegt.

In der Verwirklichung dieses Programms wird man auf den Weg zurückkommen müssen, „auf welchem Locke vorangegangen ist, nämlich zu der Untersuchung des Verstandes, seiner Wirkungsart, und seiner allgemeinen Begriffe, wenn man die Kennzeichen ausfinden will, woran die reellen, den Objekten entsprechenden, von denen, die nur Erscheinungen, und also nur einseitige Vorstellungen sind, ausgekannt werden können“ (35). Als Prinzipien sind bei diesem Vorgehen die formallogischen und die materiellen Grundsätze zu unterscheiden. In eigentümlicher Weise, die uns auch noch bei der Sprachphilosophie beschäftigen wird, rekuriert dabei Tetens auf Notwendigkeiten, die aus der Natur des Verstandes resultieren: „Das, was wir also als eine natürliche Denkart des Verstandes gewahr werden, was wir so und nicht anders denken können, das sehen wir an, als etwas, das außer dem Verstande so sein muß, und machen aus jener Beobachtung einen objektivischen Grundsatz“ (37). Das Prinzip Tetens’ ist bei diesem Vorgehen nun durchaus der erkenntnistheoretische Reduktionismus der englischen Empiristen. Alle „allgemeinen Begriffe“⁷⁾ haben ihren Ursprung aus den Empfindungen. Man muß jene also auf diese wieder zurückführen, das ist, die Empfindungen aufzusuchen, woraus die Denkkraft sie gezogen hat. Dann wird das Reelle in ihnen sich von dem Imaginairen von selbst absondern. Dies ist die Vorschrift der neueren Philosophen, nach der Hume in seinen Versuchen über einige allgemeine Notionen, und andere nach ihm gearbeitet haben; und sie ist nach meiner Überzeugung eine richtige Vorschrift“ (48). Tetens bemerkt jedoch kritisch folgendes: „Die Vorschrift, man solle die metaphysischen Begriffe auf Empfindungen reduzieren, ist in der Tat nur eine sehr unbestimmte Vorschrift, die etwas aber nicht viel mehr sagt, als die allgemeine Regel, daß man sie realisieren, oder ihre Übereinstimmung mit den Objekten dartun solle. Wie wird eine solche Reduktion vorgenommen, und inwieweit ist sie eine Probe von der Realität der Begriffe? Das sind eben die Fragen, die zu beantworten übrig bleiben, und bei deren praktischer Beant-

XIV Erich Heintel: Tetens als Sprachphilosoph

wortung so manche Schwierigkeit aufstößt, die schon mehrmals die Arbeit hat verunglücken lassen. Der genannte scharfsinnige Brite hat in seinen Versuchen über die Entstehungsart der Begriffe, von der Notwendigkeit und Zufälligkeit, von der Kraft und einigen anderen, manches übersehen und ihren inneren Gehalt mangelhaft angegeben. Davon meine ich die Ursachen in seinem Verfahren zu sehen. Er fühlte zwar, daß es nötig sei, nicht allein auf die Materie der Begriffe, sondern auch auf die Bearbeitungsart des Verstandes, wenn dieser Empfindungen zu Vorstellungen umarbeitet, aufmerksam zu sein; allein die unbestimmte Voraussetzung, Begriffe sind aufgelöste Empfindungen, verleitete ihn, zu glauben, es sei alles geschehen, was erfordert werde, und der ganze Gehalt der Begriffe sei schon entdeckt, wenn nur die Empfindungen angegeben werden, woraus sie gezogen sind“ (48f.). Zwar entspringen unsere Begriffe aus Empfindungen, d. h. aber nicht mehr, als daß diese die Materie zu allen höheren Bewußtseinsgebilden ausmachen, die aber nicht ohne die „Tätigkeit der Denkkraft“ möglich sind. Man kann diese Grundhaltung zu Kant⁸⁾ in eine Parallele bringen, die zugleich den Unterschied der beiden Denkweisen klarmacht. Auch für Kant „beginnt“ alle unsere Erkenntnis mit Erfahrung im Sinne des Empirismus, „entspringt“ aber deshalb nicht überhaupt aus ihr. Erfahrungserkenntnis ist mehr als empiristische Erfahrung. Sie ist eine Synthese des in den apriorischen Anschauungsformen von Raum und Zeit gegebenen Empfindungsmaterials mit den Verstandesformen, den Kategorien. Diese transzendentale „Tätigkeit der Denkkraft“, um mit Tetens zu sprechen, hebt Kant freilich von jeder „Physiologie des Verstandes“ im Sinne Lockes ab. Tetens aber spricht im gleichen Sinn von der „Physik“ des Verstandes. Er versteht also jene „Denkkraft“ durchaus psychologisch. Greift er doch – wie wir schon wissen – bewußt auf das Vorgehen Lockes zurück. Er betreibt in diesem Sinne eine Art „transzendentale“ Erkenntnispsychologie, wie sie nachkantisch etwa von Fries⁹⁾ und gewissen Repräsentanten des Positivismus, wie z. B. von

E. Laas, vertreten wurde. Trotz des Rückbezugs auf Locke spielt nämlich bei Tetens die genannte „Denkkraft“ eine viel bedeutendere Rolle als im englischen Empirismus, dessen Empfindungsreduktionismus dadurch nicht unwesentlich modifiziert wird. Tetens führt aus: „Die Träume haben sowohl ihren Stoff in unseren Empfindungen, als unsere wahrsten Gedanken. In dieser gemeinschaftlichen Beziehung aller Begriffe auf die Empfindungen kann also die Ursache nicht sein, warum einige den Gegenständen entsprechen, andere aber leere Bilder sind. Dieser Unterschied entsteht aus der Art und Weise, wie die Denkkraft die Empfindungen zu Vorstellungen von Objekten verarbeitet“ (50). Dementsprechend ist auch der Bereich der Philosophie für ihn ein viel weiterer als im Empirismus; er entspricht im Grunde durchaus der traditionellen Philosophie. Seine „Grundwissenschaft soll die allgemeinen Grundsätze enthalten, wonach wir über alle Dinge überhaupt, über alle Gattungen wirklicher Wesen, über Geister und Körper, über das Immaterielle und Materielle, über das Unendliche und Endliche, urteilen und schließen“ (51). Wie nun Tetens sein Vorhaben unter Zugrundelegung der Unterscheidung von inneren und äußeren Empfindungen zu verwirklichen sucht, kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Jedenfalls ist die Gesamthaltung Tetens' als sympathisch souverän zu bezeichnen, auch wenn er gelegentlich allen Entscheidungen dadurch ausweicht, daß er sich darauf beruft, „nur Methoden“ zu untersuchen (59). So sagt er etwa bezüglich der Immaterialität der Seele, daß es zwar sehr schwierig ist, sie „als ein Ding ohne alle Ausdehnung“ sich vorzustellen, von dem daraus folgenden Dilemma, daß sie dann „entweder ausgedehnt, oder gar ein Nichts“ sei, aber meint er, daß diese Folgerung „keinen besseren Grund hat, als der Schluß jenes Blinden: Wenn die rote Farbe kein Trommelschlag ist, noch eine andere Schallart sein soll; so ist sie ein Unding“ (59). Wenn Tetens freilich hinzufügt, daß er „diese unkörperliche Ausdehnung selbst als einen brauchbaren sinnlichen Begriff liebe“, dann würden wir nun gerne noch etwas

XVI Erich Heintel: Tetens als Sprachphilosoph

mehr über diese seine Liebe hören.¹⁰⁾ Ich habe dieses Beispiel angeführt, weil es typisch für den Denkstil Tetens' ist, der in dieser seiner Eigenart auch in seiner Sprachphilosophie unverkennbar hervortritt. Es hängt übrigens mit diesem Denkstil eine gewisse Umständlichkeit der Gedankenentwicklung zusammen. Tetens macht sich selber immer wieder Einwände und ergeht sich erbaulich in einer Unzahl kritischer und skeptischer Bemerkungen.

Ein weiterer Hinweis auf die Art, wie sich Tetens nach dem Muster des Pilatus aus der Affaire zieht, sei noch deshalb angebracht, weil er wiederum den Vergleich mit Kant nahelegt. Es handelt sich dabei um die Kritik der Kausalität durch Hume, derzufolge wir bei Ursache und Wirkung nur das Aufeinanderfolgen, nicht aber das Auseinanderfolgen der durch die Kausalität verbundenen Phänomene beobachten können. Tetens fragt kritisch: „Findet sich nicht noch etwas mehreres bei dieser Verknüpfung der Ideen in uns, das vielleicht der eigentliche Entscheidungsgrund im Verstände ist, wenn er urteilt: Hier ist Ursache und Wirkung? Ist nicht mit der Ideenassoziation eine gewisse Notwendigkeit verbunden, sie sei entstanden, woher sie wolle? Vielleicht ist sie nichts als eine Folge von der Gewohnheit, vielleicht aber hat sie auch einen tieferen Ursprung aus einer natürlichen notwendigen Denkweise. Genug, es ist doch eine Art von Notwendigkeit oder vom Zwange in dem Verstände da, womit er die Wirkung denken muß, wenn er die Ursache denkt. Und was das Vornehmste ist, es ist diese, nicht die bloße Ideenfolge, so leicht uns auch solche ist, die physische Ursache unseres Urteils. Diese Notwendigkeit fühlen wir; und ist es nicht dieses innere Gefühl, woraus die allgemeine Notion von der Verbindung zwischen Ursache und Wirkung abstrahiert worden? Und wenn dies ist; so werden wir doch den Objekten, wo wir ihnen eine wirkende Verknüpfung unter sich zuschreiben, etwas mehr beilegen wollen, als bloß dies, daß sie aufeinander folgen. Es soll noch überdies etwas Objektivisches in ihnen vorhanden sein, was der subjektiven Notwendigkeit in der Ideenassoziation, und, in anderen Fällen, der Begreiflichkeit

des einen aus dem anderen, entspricht“ (74f.). Ist dieser Rekurs auf das „innere Gefühl“ nun ausreichend, um das „Vielleicht eines tieferen Ursprungs“ der Notwendigkeit der Kausalverknüpfung zu rechtfertigen? Sicher aber können wir dieser und ähnlichen Stellungnahmen eine gewisse Neigung zu aporetischen Gedankengängen bei Tetens entnehmen: ein Zug von Antidoktrinarismus des Philosophierens läßt ihn die Probleme offenhalten und versöhnt damit, daß die von ihm angebotenen Lösungen häufig sehr fraglich sind. Auch diese Haltung werden wir im Rahmen der Sprachphilosophie wiederfinden.

Seltsam ist auch Tetens’ Meinung, daß man auf dem Gebiet, welches er als philosophische Grundlehre fordert, „noch nicht so weit fortgerückt ist, als Euklides es schon auf seinem zweiten Blatte war, wo er seine Erklärungen, seine Axiome und seine Postulate hingesetzt hatte“ (77). Über diese immerhin erstaunliche Tatsache weiß sich Tetens wiederum mit einer Reihe erbaulich-skeptischer Auslassungen hinwegzusetzen. Jedenfalls ist für ihn „die Zeit der Systeme“ (85) noch nicht gekommen. Erst gelte es mit Hilfe der empirisch-analytischen Methode „der Locke, Hume, Condillac“ den „vornehmsten und schwierigsten Teil der Arbeit“ zu leisten, bevor man zur eigentlichen spekulativen Philosophie fortschreiten könne. Dann, so meint Tetens mit Leibniz, werde man vielleicht darauf kommen, daß sogar „auch von den Scholastikern noch etwas zu erlernen sei“ (86). Denn die Verachtung der philosophischen Grundwissenschaft rächt sich auf alle Fälle, so etwa auch an Hume und den Engländern, da es jetzt das Ansehen hat, „als wenn die Metaphysik, wie Wissenschaft betrachtet, ein Eigentum der deutschen Philosophen sei“ (87). Man wird entfernt an ähnliche Äußerungen Schellings erinnert, wenn Tetens sagt: „Die britischen Philosophen mögen unsere Muster im Beobachten sein; aber sie sollten es nicht sein in der spekulativen Philosophie. Sie machen sich aus dieser nichts“ (87). In diesem Sinn beruft sich Tetens in seinen Reflexionen über die Philosophie auf „unseren Leibniz“¹¹⁾, den er über die englischen Denker stellt, und schließt seine Ab-

XVIII Erich Heintel: Tetens als Sprachphilosoph

handlung mit einem auch sprachphilosophisch interessanten Vergleich: „Die Realisierung der Begriffe ist in der allgemeinen Philosophie eben dasselbe, was bei den Gottesgelehrten die Exegesis ist. Die es für notwendig halten, durch die neueren Hülfsmittel der Sprachkenntnis, der Philologie und Geschichte, diese von neuem vorzunehmen, und dadurch die festen Gründe des Glaubens von neuem zu legen, oder die gelegten zu prüfen, ehe eine systematische Theologie aufgebaut werde, behaupten ohne Zweifel etwas Vernünftiges. Dennoch möchte ich auf ihrer Seite nicht sein, wenn sie darum, weil die Ausleger der vorigen Zeiten nicht genau auf solche Art verfahren sind, und wohl auch Fehltritte in einzelnen Fällen begangen haben, sich für berechtigt halten, die bisherigen Grundsätze für übelgegründet zu erklären, und ein verachtendes Vorurteil gegen sie blicken zu lassen“ (93f.).

3

In den beiden Aufsätzen über die Etymologie spricht Tetens nicht als ein „Mitarbeiter an dem Gebäude der Etymologie, sondern als vernünftiger Zuschauer“ (62).¹²⁾ Doch finden wir in ihnen die seit Leibniz¹³⁾ die Diskussion bestimmenden Aspekte und Bezüge angeführt und behandelt. Worin sieht Tetens den Wert der Etymologie? Sie ist „fast allein unsere Fackel, wenn wir in den entferntesten und dunkelsten Gegenden [der Geschichte] den ersten Ursprung und die Verwandtschaft der Nationen, die Entstehung und die Kindheit der menschlichen Sprachen, und Erkenntnisse aufsuchen; deswegen es auch dem philosophischen Auge, dessen Blick nicht allein auf einzelne Menschen, sondern auch auf das ganze Geschlecht und dessen Schicksale gerichtet ist, eine Menge lehrreicher und angenehmer Aussichten vorzeigt.“ Da nun aber die Etymologie leicht in Willkür ausarten kann, bedarf sie ihrer eigenen „Vernunftlehre“ und ihrer methodischen Grundsätze, die Tetens insbesondere in den §§ 11 und 12 seiner Beiträge ausführt. Mehrmals ist von der Not-

Über die Grundsätze
und den Nutzen der Etymologie

14tes
Stück.
6. April
1765.
/53 a

§ 1

Das Wortforschen ist eine Beschäftigung die den Witz und die Erfindungskraft beflügelt; den Verstand in eine gelinde Bewegung setzt, kein anhaltendes Anstrengen bei einer einzigen Sache erfordert, das Gemüt angenehm zerstreut, und weil es mit Wahrscheinlichkeiten und mit Mutmaßungen umgeht, unseren Beifall auch an anderen Wahrheiten gewöhnt, als solchen, die sich geometrisch beweisen lassen. Dazu leitet es uns in der Geschichte, und ist fast allein unsere Fackel, wenn wir in den entferntesten und dunkelsten Gegenden derselben den ersten Ursprung und die Verwandtschaft der Nationen, die Entstehung und die Kindheit der menschlichen Sprachen, und Erkenntnisse aufsuchen; deswegen es auch dem philosophischen Auge, dessen Blick nicht allein auf einzelne Menschen, sondern auch auf das ganze Geschlecht und dessen Schicksale gerichtet ist, eine Menge lehrreicher und angenehmer Aussichten vorzeigt. Der Sprache und der Nation, die sich darauf legt, gereicht es zur Zierde und zum Ansehen bei den Ausländern. Daher ich nicht weiß, ob eine Arbeit sei, die / sich besser anpasse die Nebenstunden derer auszufüllen, deren Hauptbeschäftigung den Verstand an der Kette zusammenhangender allgemeiner Wissenschaften gefesselt hält.

/53 b

§ 2

Aber Wortforschen ist nicht Beckanisieren. Die allgemeinen Benennungen der Dinge, imgleichen die eigenständlichen Namen der Städte, Flüsse, Berge, Länder, Menschen, usw. aus den Wörterbüchern, Geographien,

und Geschichten zusammenzusuchen; darauf Silben und Buchstaben hinzuzusetzen, herauswerfen, herumsetzen, vertauschen, Metonymien, Synekdochen, und Metaphern erdichten, und so lange das Wort zerren und rädbrechen, bis man endlich in dieser und jener Sprache die Stammwörter dazu findet, oder die einfachen Silben, woraus es hätte hergeleitet, oder zusammengesetzt werden können; das heißt, die Worte wie Wachs ansehen, aus denen man formen kann, was man will. Auf solche Art ist es leicht mit dem *Goropius Becanus*, einem Arzt im sechzehnten Jahrhundert, alle in der alten Mythologie /54 a und / Geschichte der Griechen, Römer, der Orientalen, und alle Wörter aller Sprachen in der Welt aus der *gotischen* und *kimbrischen*, oder mit *Rudbeck, Stiernhielm* und anderen aus der schwedischen Sprache herzuleiten.

Hermann von der Hardt, der das Hebräische ganz aus dem Griechischen; *Prasch*, der das Lateinische aus dem Deutschen; *Erich*, ein Deutscher von Geburt und Professor zu Padua, der alle europäischen Sprachen aus dem Ägyptischen und Griechischen herholte, und eine Menge anderer machten es nicht viel besser. So kann man *quid-vis ex quovis* machen. Auch bei den besten Etymologen finden sich hin und wieder ebenso sonderbare Ableitungen; aber man muß einen großen Unterschied machen, zwischen dem kühnen Flug der Phantasie, die zuweilen vom Pfade ausschweift, und zwischen dem gemeinen Witz, der sich in solchen Chimären ganz verliert, sich darinnen weidet, und mit ernster Miene uns Einfälle als wichtige Entdeckungen aufbürdet. Doch muß man billig sein und sich erinnern, daß auch unter Drespen sich noch Körner finden.

§ 3

Die Etymologie muß ihre Vernunftlehre haben, und sichere allgemeine aus der Natur der Sache hergenommene Vorschriften. Was ist ihre Absicht? Sie sucht die Verwandtschaft und das Geschlechtsregister der Wörter in der Sprache auf. Alle ihre Aufgaben in Hinsicht der

einfachen Wörter können auf diese allgemeine gebracht werden. Wenn ein Wort, nebst der Sache, die es anzeigt, gegeben ist, zu finden, zu welchem Zweige von Wörtern es gehöre, und wenn man diesen bestimmt, den entfernten Stamm zu finden, und aus diesen die Wurzel, woraus es gesprossen. In Hinsicht der zusammengesetzten Wörter ist es nötig die einfachen zu finden, woraus es besteht; da denn / diese einfachen, als die Elemente angesehen / 54b werden, außer welchen man gemeinlich nichts weiter verlangt. Die Hauptsache dabei ist diese, daß ebenderselbe Stammbaum, der es vor die Wörter ist als äußerliche Zeichen, oder als Töne betrachtet, es auch sei in Hinsicht ihrer Bedeutungen: wie die Töne von den Tönen, so sollen die Ideen, die ihnen zukommen, voneinander abhangen, und auseinander fließen. Diese Untersuchungen können sich auf eine Sprache allein einschränken, oder sich über mehrere verwandte, z. E. über die europäischen, oder gar in dem höheren Teil der Etymologie auf alle erstrecken.

Diese Absicht vollkommen zu erhalten wäre es nötig, mit vollständigen Wörterbüchern versehen zu sein, in welchen nicht nur die Bedeutung der Wörter, die noch in der Sprache im Gebrauch sind, genau bestimmt, sondern diese auch nach den Wurzelwörtern, die noch übrig sind, geordnet wären. Dazu müßten noch *Glossaria* vorhanden sein, in denen man die schon ausgestorbenen Wörter, nebst den schon verlorenen, oder etwas abgekommenen Bedeutungen derselben vorfinde; denen man die *idiotica*, die noch manche Wurzelwörter, oder auch sonst verloschene Spuren davon aufzuhalten haben, beifügen muß. Hätten wir denn noch außerdem Wörterbücher von den Sprachen solcher Nationen, die, weil sie sich nach gewissen Winkeln der Erde gezogen, und wenige Veränderungen ausgestanden, in ihrer Sprache die alten Wurzelwörter noch größtenteils aufzuhalten haben, als der *Irländer*, *Finnen*, *Lappen*, der Einwohner des Herzogtums *Wallis*, der *Nordschottländer*, so ließen sich die alten Sprachen, und ihre Veränderungen besser erkennen, und man würde zu den ersten Elementen der Sprache und zu den natürlichen Tönen, die der Keim aller Wörter sind, ziemlich

- /55a weit hinaufkommen können. Denn nichts hindert / den Wortforscher mehr, als daß von den älteren Sprachen nur so wenige Trümmer übrig sind. Man hat kein Buch in einer europäischen Sprache, die lateinische und griechische ausgenommen, das älter wäre, als der bekannte *Codex argenteus* des *Ulpilas*, wenngleich hin und wieder in Norden einige Runsteine sind, denen man mit Wahrscheinlichkeit ein noch höheres Alter beilegen kann.

§ 4

Eine solche Analogie zwischen den Tönen und ihren Bedeutungen, da so wie jene von einem Grundton, diese von einigen Grundideen abhangen, setzt die Etymologie in den Sprachen voraus; und wo jene aufhört, hat diese ihre Grenzen. Die Frage ist also, ob sich eine solche in den Wörtern, und wie weit sie sich vermuten lasse; indem sonst zu befürchten wäre, daß der Wortforscher vier-eckte Zirkel suche. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß man bei der Bildung der Sprache einer gewissen natürlichen Charakteristik gefolgt sei, so man noch jetzo in den Sprachen deutlich erkennen würde, wenn die unendlichen Vermischungen, und Veränderungen der Völker und der Zungen die ursprüngliche Ordnung nicht zerstört hätten.

- Eine Nation, die vorher stumm gewesen, und nun auf einmal den Gebrauch ihrer Zunge mit dem Gebrauch der Vernunft erhalten hätte, sich aber selber allein überlassen wäre, würde in der Sprache aller Wahrscheinlichkeit nach solche Schritte nehmen. Sie würde anfangs nur ihre Empfindungen, und Gegenstände bezeichnen, die die Sinne am häufigsten und am stärksten rührten; und deren Anzeige durch Merkmale zur Befriedigung ihrer natürlichen Triebe und Bedürfnisse am unentbehrlichsten ist. Hierzu würde sie einfache Töne gebrauchen, die entweder /55b wie die Töne der Tiere Folgen der Empfindungen der Dinge wären; oder deren Hervorbringung Bewegungen und Äußerungen erforderte, welche einigermaßen die am

meisten rührenden Beschaffenheiten der Gegenstände abbildeten, und also mit diesen in einer natürlichen Verbindung stünden. Dies wäre der erste Grundstoff der Sprache. Bei mehreren Bedürfnissen und mehrerer Erkenntnis würden neue Gegenstände, bei denen man gleiche, und ähnliche Eigenschaften wahrnahm, mit gleichen und ähnlichen Tönen belegt, und die Verschiedenheiten mit kleinen Abänderungen der Silben bemerkt werden. Dies ist der natürliche Weg zur Sprache, auf den zum Teil auch die holländischen Matrosen zu den Namen der 32 Winde gekommen sind.

§ 5

Hiervon findet man Spuren und Beweise in den wirklichen Sprachen. Wir haben noch solche Wörter in der unsrigen übrig, die einigermaßen Bilder der Gegenstände sind, als *rinnen*, *rieseln*, *wehen*, *dönnern*, *fiehen*, *klingen*, *quaken*, *brüllen*, und fast alle die, womit die Stimmen der Tiere bezeichnet werden.

Zudem sind die Stammwörter in allen Sprachen die simpelsten, und es ist kein geringer Grund vor das Alter einer Sprache, und vor die Ehre, daß sie die Mutter vieler anderer sei, wenn sie mit solchen einfachen Wörtern reichlich versehen ist. Und dieses Grundes haben sich verschiedene bedient, die unserer deutschen Sprache, oder eigentlich der keltischen, wovon unsere deutsche ein unvermischter Abkömmling ist, ein Alter beilegen, das sich über die Babylonische Verwirrung hinaus erstreckt.

So ist auch die Meinung derer so ungereimt nicht, die mit *Clauberg*, *Westhoff*, *Gerhard Meier*, *Leibniz* und *Eccard** in den Buchstaben eine natürliche Bedeutung gefun/den, und dieses mit unzähligen Beispielen aus der deutschen Sprache bewiesen, so wie *Neumann* und *Löschner* von der hebräischen Sprache ein gleiches geglaubt. /56a

* Man sehe *Leibnitii Collect. Etymol. P. II excerpta Meieriana.*

So soll *R* eine heftige; *W* oder *V* eine gelinde Bewegung; *L* eine langsamere; *H* etwas Hohes; *K T D* etwas, das nicht gerade, sondern gekrümmmt ist, etwas Gewaltsames; *N* einen niedrigen Gegenstand, *Qv* und *Dv* einen gezerrten, gedrehten; *O* und *U* eine dunkle, oder wie ich glaube, eine unangenehme Sache überhaupt vorstellen; *a, e, i* aber ein Zeichen des Lichts, oder eines hellen Gegenstandes sein, welches ich lieber auf das Angenehme überhaupt erweitern möchte. Die Bewegungen, die zur Aussprache dieser Buchstaben erfordert werden, haben nämlich die genannten Beschaffenheiten. Und in der Tat, ob man gleich gestehen muß, daß diesen allgemeinen Regeln viele wenigstens scheinbare Ausnahmen entgegengesetzt werden können, auch bei der Herleitung der Wörter aus diesen Primitiv- oder Anfangszeichen oft harte Metaphern zugelassen werden müssen, so scheint doch die Menge der Beispiele, die man zum Beweise angeführt hat, wenigstens so viel zu erweisen, daß bei weitem nicht so vieles bloß willkürlich in unserer Sprache sei, oder daß die Wörter an sich so gleichgültig sind in Hinsicht ihrer Bedeutungen, als man sich gemeinlich überredet.

Es ist doch merklich, daß die mehren Wörter in den Buchstaben *R* Dinge ausdrücken, bei denen eine etwas starke Bewegung sogleich in die Sinne fällt, so wie auch der Schall ist, den die Aussprache dieses Wortes erfordert. Meiner Meinung nach müßte man nicht sowohl auf den Buchstaben, als vielmehr auf den regierenden oder Hauptton der Silbe oder des Worts achten, weil der Schall des einen Buchstabens durch den Schall des fol-

/56b genden oft gemildert oder gestärkt wird. In die/sen Radikalton muß die natürliche Abbildung der Sache gesucht werden, da denn freilich diese öfters von dem Mitlauter allein oder auch von dem Selbstlauter allein, aber auch oft von beiden zusammengenommen abhangen würde. Dies halte ich indessen für den ersten Grundsatz der Wortsforschung, und der philosophischen Sprachlehre, daß die ersten und ältesten Wörter einfache natürliche Töne gewesen.

§ 6

Darum darf man aber nicht behaupten daß diese natürlichen Töne bei allen Nationen einerlei sein müssen. Die Wirkungen des Klima dringen so tief in den Menschen, daß sie die Art zu empfinden, und die Empfindungen auszudrücken, so verschieden machen, als die Saiten verschiedener Instrumente sind. Eine Nation nimmt den Mund voll; eine andere spricht heller heraus; der Orientale aspiriert stärker, als die Abendländer; der harte Einwohner Nordens kann eine Verbindung mehrerer Mitlauter vertragen, als die weicheren mittäglichen Völker. Der Selavonier, der Unger, der Pole und Kosacke zischt stärker, als der Deutsche, so wie der Obersachse die Zunge hurtiger bewegt, als der Niedersachse. Dahero hat auch ein Ton dieser oder jener Nation schwer und unangenehm sein können, der einer anderen leichter und angenehm war; und daraus hat eine Verschiedenheit der Sprache entstehen können, die sich bis auf die ersten Elemente erstreckt. Es kann also der Einfall derer, die wesentliche Zeichen in der hebräischen Sprache finden wollen, die aber von denen, welche man in der deutschen sucht, unterschieden sind, zugleich mit dieser letzteren bestehen. Wäre dieses, so würde es ein Beweis sein, daß die orientalischen Sprachen von der keltischen nach ihrem ersten Wesen verschieden, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle nicht könnten geflossen sein.

§ 7

15tes
Stück.13.
April
1765.
/57a

Sprachen verschiedener Völker, die einerlei natürliche Töne, und Elemente haben, könnten in den Benennungen der Dinge voneinander weit abgehen. Die Namen folgten den Eindrücken, die die Gegenstände machten, und das, was am vorzüglichsten bei der Sache herausstach, war ihr Charakter, und gab ihr den Titel. Man kann hier ebensowenig tiefsinngie Untersuchungen der Natur der Gegenstände vermuten, als glauben, daß alles auf ein

bloßes Ohngefähr angekommen sei, oder daß man die Namen, wie aus dem Glückstopf gegriffen, den Dingen aufgesetzt habe. Wir können aus der Analogie, wie es jetzo bei neuen Namen, sowohl die in Künsten, und Wissenschaften gebraucht werden, als die im gemeinen Leben vorkommen, geschieht, schließen auf das, was anfangs geschehen ist: zuweilen regiert der Zufall, wenn z. E. der bekannte Desaguliers die künstlichen Himmelssysteme von dem angesehenen Liebhaber Mylord Orrery, mit dem Namen Orrery belegt: aber hun/dert Fälle sind gegen einen, worinnen eine vorzüglich einleuchtende Beschaffenheit der Benennungsgrund ist, wovon die oben schon berührten Wörter, die noch den Originalton an sich haben, ein Beweis sind, dahn auch die Wörter *æw, aer, aura, haugh, haleine, ἀτμός, athmen, Odem*, wie auch das Wort *Luft*, usw. zu rechnen sind.

Man kann leicht mutmaßen, daß eine natürliche Rhetorik hinzugekommen, und Synekdochen und Metonymien gemacht. Das Natürliche war doch zufällig; und wurde von unendlich vielen, und zum Teil kleinen Nebenumständen regiert. Viele Dinge hatten mehr als eine Beschaffenheit, die auf die Ehre, der Hauptcharakter zu sein Anspruch machten. Darf man sich wundern, daß bei Völkern verschiedener Länder so genau sie sonsten vielleicht verwandt sind, einerlei Sache so verschiedene Namen führt, und daß öfters so viel Witz erfordert worden dem Faden der Ähnlichkeit, nach welchem diese von einem

Dinge zum anderen übergetragen, und den die Phantasie gezogen hatte, wieder nachzugehen und den Ursprung der Benennung zu finden. Zuweilen verrät er sich. *O* bildete eine runde hervorstehende Sache ab, daher *Oge, Auge, Oculus, Oeil, Ochio, Oge, Oeland*, eine Insel, und von dieser wieder die Augen, oder die kleinen Kügelchen, die das Fett macht, wenn es oben auf dem Wasser zerteilt schwimmt.

Auch den Gegenständen, die ähnliche Eigenschaften hatten, gab man die Namen durch Metaphern. So machen wir es jetzo noch, und fast alle Benennungen unkörperlicher Dinge und ihrer Veränderungen sind aus den äußersten

Empfindungen, und der Körperwelt entlehnt. Solche Bedeutungen waren anfangs das, was unsere *Nomina impropria translatitia* sind, die aber durch die Zeit und den Gebrauch den Dingen eigen, oder *propria* geworden, und unter die angeborenen (*nativa*) versetzt sind.

§ 8

Es gibt in den Sprachen bei dem Gebrauch der Wörter in einer uneigentlichen Bedeutung eine gewisse Ähnlichkeit. So können wir die mehren Wörter in eben den Redensarten uneigentlich gebrauchen, in welchen sie der Lateiner, Grieche, Franzose, und Engländer nimmt. Einiger Unterschied findet sich indessen, davon man Beispiele aus den Wörterbüchern, und Sprachlehrern sammeln kann. Diese Abweichung, wenn man sie auf allgemeine Regeln bringen könnte, würde uns vielleicht etwas weiter hinaufführen zu dem Grunde der Verschiedenheit der Stammwörter in Sprachen, deren erster Stoff einerlei natürliche Töne sind.

§ 9

Sprachen, die außer den ersten Elementen noch mehr Stammwörter, besonders einfache miteinander gemein haben, stehen in einer noch / näheren Verwandtschaft. /58b Aber in wie viele verschiedene Zweige kann sich ein Ast nicht ausbreiten? Die vorhingedachten Ursachen der Abänderung der Sprachen, die Himmelsgegend, Einrichtung des Staats, Lebensart, Sitten, Nahrung, Gewerbe, dringen bis in den Kern der Sprache, und können sogar Stammwörter dergestalt abändern, daß sich einerlei Wörter einander so unähnlich werden, als der Mensch im 4osten Jahre dem neugeborenen Kinde ist. Plato bezeugt es,* daß die griechischen Wörter *πῦρ*, *ῥάβδος*, *χώρα*, *κίνητος*, von den alten Bewohnern Griechenlands, das ist, von den

* In seinem *Cratylo*.

ANMERKUNGEN

1. Textgestaltung

Texte, Zitate in Einleitung und Anmerkungen und Inhaltsverzeichnis dieser Ausgabe folgen grundsätzlich den Originaldrucken in der sprachlichen Formung von Laut (Stammvokal; Umlaut, e im Auslaut von Kollektiv, Adverb, Konjunktion, 1. und 3. Person Singular des Imperfekts starker Verben, Synkope und Apokope des e im Auslaut), Silbe (Erweiterung von Adverb und Artikel), Wort (Flexion des Zahlworts und starke des Adjektivs, Genus des Substantivs, Latinismus, Gallismus), Grammatik, in Abkürzung, einheitlicher Kursivierung unterschiedlicher Hervorhebung, Zeichensetzung, Absetzung, Trennung und Zählung der Spalten und Seiten nach ihren Anfängen durch Schrägstrich und Marginalie.

Dagegen entspricht die Formung von Namen, Suffix bei unvollständiger Eindeutschung, Synkope und Apokope des e im Inlaut, und Konsonanz, Ableitungssilbe bei Substantiv, Superlativ, Indikativ und Konjunktiv des Imperfekts, Partizip des Perfekts, und Flexionssilbe bei 3. Person Singular und 2. Plural des Präsens, Imperativ Plural, schwacher Flexion des Substantivs in Dativ Singular, Genitiv und Akkusativ Plural, des Adjektivs und des Pronomens nach Präpositionen, und starker Flexion des Adjektivs in Nominativ und Akkusativ Plural, von Rechtschreibung, Trennung, Verbindung, Majuskel, Minuskel, desgleichen der Verzicht auf Interpunktum am Ende von Zwischentiteln, aus verlagstechnischen Gründen möglichst Prinzipien der Modernisierung von Hannelore Pallus in ihrer Einzelausgabe der Abhandlung „Über den Ursprung der Sprachen und der Schrift“, Berlin 1966.

Offenkundige Fehler in den Originalen sind stillschweigend berichtet. Wo diese eine oder mehrfache Auslegung oder Konjektur zulassen, eingegriffen worden ist, Wilhelm Uebeles Lesart in seinem Neudruck des ersten Bandes der „Philosophischen Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“, Berlin 1913, und hergestellter Text sich unterscheiden, insbesondere bei sonst nicht belegter Syntax eines Wortes und bei Differenz zwischen sachlicher und wörtlicher Relation, wo Druckversehen wahrschein-

lich, sind die Abweichungen in den folgenden Anmerkungen verzeichnet.

Die Kolumnentitel beruhen auf thematischer Gliederung und Zwischenüberschriften der Texte.

2. Textbezug

Außer Textherstellung Grundlage : Lesart Herkunft an genannten Orten geben die Anmerkungen Wortlaut oder Zusammenhang von Beobachtungen und Schlüssen wieder, auf welche sich die Texte oder die sich auf letztere operativ beziehen, sei es ausdrücklich oder sachlich. Durch solche Überlegungen aus anderer Perspektive, thematisch nicht so bestimmt abgegrenzt wie die Texte, mögen in diesen gestellte Probleme und inhaltlicher oder methodischer Gedanke derselben weiter aufgeklärt, verdeutlicht, bestimmt, ergänzt, modifiziert werden.

Persönliche und literarische Bezüge sind jedoch im Register nach Möglichkeit präzisiert. Auf Stand und Gang historischer Interpretation und systematischer Kritik verweist die Bibliographie.

Zugeordnet sind die Anmerkungen (z. B. § 12/10, 1; 16, 15 bzw. VII; 77, 28 – 86, 8 oder III/4, 2*; 121, 1 + 38) Wortlaut oder Themen in jeweiligem Text (z. B. „Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie“ bzw. „Über den Ursprung der Sprachen und der Schrift“ oder „Eilfster Versuch. Über die Grundkraft der menschlichen Seele und den Charakter der Menschheit“), seinen Gliederungselementen (z. B. § 12/10 bzw. VII oder III/4) und ihren Absätzen (z. B. 1 bzw. – oder ²Fußnote) nach Seiten (z. B. 16 bzw. 77–86 oder 121) und Zeilen (15 bzw. 28 + 8 oder 1 + 38) dieser Ausgabe.

3. Zu den Aufsätzen

über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie

Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie

§ 1; 3, 7 erfordert, : erfordert Tetens

§ 2, 1; 4, 14 Rudbeck, : Rudbeck Tetens

§ 2, 2; 4, 25 dem : den Tetens

§ 3, 2; 5, 30 außerdem Wörterbücher : ausser den Wörterbüchern Tetens

- § 3, 2; 5, 35 *Wallis*, : *Wallis*, der Irrländer, Tetens
 § 3, 2; 6, 1 den : dem Tetens
 § 4, 1; 6, 23 hätten. : hätte. Tetens
 § 4, 2; 6, 36 erforderte, : erforderten, Tetens
 § 4, 2; 7, 4–5 Erkenntnis : Erkenntnisse Tetens
 § 5, 1; 7, 15 der : oder Tetens
 § 5, 2; 7, 25–26 ein unvermischter : eine unvermischte Tetens
 § 5, 3; 7, 29 *Gerhard Meier*, : *Gerard Meier*, Tetens
 § 7, 1; 9, 31 die die : den die Tetens
 § 7, 1; 10, 6 das, : dem, Tetens
 § 9; 12, 3 Sprache : Sprachen Tetens
 § 12/2; 14, 1–2 *Gerhard Meier* : *Gerard Meier* Tetens
 § 12/4; 14, 10 dem : den Tetens
 § 12/7; 15, 15 dem : den Tetens
 § 12/10, 1; 16, 15 *populus* herleitet, : *populus*, Tetens

Über den Nutzen der Etymologie

- 2; 19, 19 und : mit Tetens
 2; 20, 7 aber : über Tetens
 3; 20, 27–28 vom Abenteuerlichen, vom Scharfsinnigen und Verwirrten, : von Abentheuerlichen vom scharfsinnigen und verwirren, Tetens
 4; 20, 37 lassen sie : lassen Tetens
 4; 21, 9 dem : den Tetens
 6; 22, 11 meinen daß : einen den Tetens
 8; 23, 32 welchem : welcher Tetens
 8; 24, 29 er : sie Tetens
 9; 25, 25 hätten : hätte Tetens
 8–9; 23, 22 – 25, 35 Zum Verhältnis von Sprachgebrauch und Philosophie vgl. Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind. 1760. § 15–24. S. 29–49:

§ 15

Eine andere Ursache, daß wenige Wahrheiten in der Metaphysik ausgemacht sind, ist die *Verschiedenheit in den Begriffen, welche von verschiedenen Philosophen mit*